

# THOMAS, oder : Sehen und Glauben

Autor(en): **Ragaz, Leonhard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **30 (1936)**

Heft 4

PDF erstellt am: **14.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-136862>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## THOMAS, oder: Sehen und Glauben.

Thomas aber, einer von den Zwölfen, der Zwilling genannt, war nicht mit ihnen, als Jesus kam. Es sprachen nun zu ihm die andern Jünger: „Wir haben den Herrn gesehen.“ Er aber antwortete ihnen: „Wenn ich nicht an seinen Händen die Nägelmale sehe und meine Finger auf die Nägelmale legen kann und meine Hand in seine Seitenwunde, so werde ich es nicht glauben.“ Nach acht Tagen aber waren die Jünger wieder dort beisammen und Thomas mit ihnen. Da kommt Jesus bei verschlossenen Türen. Und er trat in ihre Mitte und sprach: „Friede sei mit euch!“ Zu Thomas aber sagte er: „Lege deinen Finger hierher und sieh' meine Hände und bringe deine Hand und lege sie in meine Seitenwunde und werde nicht ungläubig, sondern gläubig.“ Thomas antwortete und sprach zu ihm: „Mein Herr und mein Gott!“ Spricht zu ihm Jesus: „Weil du mich gesehen hast, hast du geglaubt; felig sind, die nicht gesehen und doch geglaubt haben!“ Ev. Joh. 21, 24—30.

Wie der Verräter eine Gestalt ist, an der eine gewisse Vieldeutigkeit haftet, so hat auch die des *Zweiflers* etwas Unbestimmtes. Das ist in der Ordnung. Denn wer zweifelt, der ist nicht ganz gestaltet und gefestigt, er ist in einem Schwebezustand zwischen Unglauben und Glauben, ja zwischen Tod und Leben, weil das Ende des Zweifels Verzweiflung sein kann und Verzweiflung Tod ist. Darum umgibt auch die Gestalt des Thomas, wie die des Judas, der Streit der Auslegung. Schon insofern hat sein Zuname, der „Zwilling“, der „Zweifache“, einen guten Sinn. Für einige ist er der geborene Skeptiker, der nüchterne Tatsachenmensch, die Verstandesnatur, vielleicht auch der auf exaktes Wissen stolze Intellektuelle oder der Grübler, der nie fertig wird, wenn nicht gar der mit seinem Zweifel spielende ästhetisierende Schwächling, der sich absichtlich in der Schwebe hält und nie die Entscheidung treffen will, weil zu glauben etwas zu Einfaches, zu Gewöhnliches und Zweifeln interessanter ist. Jedenfalls ist er für diese Auffassung eine eher sympathische und anziehende Gestalt. Für andere aber ist er ein Gegenstand des Tadels und Vorwurfs; er ist der Ungläubige, beinahe Verstockte. Wir erschrakten als Kinder, da wir diese Ostergeschichte zum erstenmal hörten, ob der Kühnheit dieses Jüngers und waren nicht wenig erstaunt, wenn auch erfreut, daß Christus ihn so hochherzig behandle und ihn nur mit einem ganz milden Tadel bedenke. Es taucht hier inmitten der Bibel, in der unmittelbaren Nähe Christi, *der Zweifel* auf als etwas, was sein gutes Recht hat, was sich gar nicht zu verstecken braucht. Das ist zwar nicht für die wirkliche Bibel, aber verglichen mit der herkömmlichen christlichen Haltung wie ein leuchtendes Wunder.

In der Tat hat die Haltung des Thomas ihr gutes Recht. *Wir müssen sehen, um zu glauben.* Auch die Jünger hatten irgendwie doch *gesehen*. Es war nicht ein *Dogma*, das sie in hartnäckigem Bekennen gegen alle Anfechtung des Verstandes und der Wissenschaft festhielten oder eine bloße *Idee*, an welche sie sich klammerten, etwa die Idee, daß das Prinzip der Gottesohnschaft über allen Tod erhaben, weil ewiger Natur sei, wenn nicht gar nach der Weise der Griechen die bloße philosophische Behauptung von der Unsterblichkeit der Seele, sondern eine *Tatsache*, ein *Ereignis*, und dazu ein unerhörtes, unglaubliches. Es gibt freilich einen Glauben, der nicht auf das Sehen angewiesen ist. Das ist der Glaube an einen Gott, der eben irgendwie auch bloß eine Idee ist, die mit dem Verstand erfaßt wird, oder an einen Gott, der keine Taten tut, sondern bloß das fromme Gemüt zu sich zieht, sagen wir: an den Gott der bloßen Religion, den Gott des Kultus, der Andacht, der Mystik, der privaten Erbauung und Tröstung. Vielleicht ist hier auch eine historische und psychologische Bemerkung am Platze. Man sagt vom Johannes-Evangelium, daß es von einem Hauch des *Griechentums* berührt sei, was, nebenbei gesagt, an sich gar keinen Tadel zu bedeuten braucht. Für die Griechen aber — ich denke vor allem an die Philosophen — war Gott das, was im Vorwort des Johannes-Evangeliums als „Wort“ auftritt, die oberste Vernunft der Welt. Davon wäre nun Thomas berührt. Gott wäre ihm auch mehr das „Wort“, die Idee, die Botschaft Christi eine allgemeine, abstrakte Wahrheit. Solche „griechische“ Naturen aber gibt es allerwärts und allezeit. Und nun erlebte Thomas an sich selbst jene ungeheure Wendung, die den Unterschied von „Heidentum“ und „Christentum“ ausmacht und steht mit Zweifel davor, bis er es erschreckt und erschüttert erlebt: „Und das Wort ward Fleisch“ — bis er den *lebendigen* Gott erfährt, den Gott, der mehr ist als die Welt und anders als die Welt, den *persönlichen* Gott, den die *Bibel* den lebendigen nennt, und damit erst das, was wirklich *Gott* ist, erst den, zu dem man sprechen kann: „Mein Herr und mein Gott.“ Und so erst hört er auf, ein „Zwilling“, ein „Zwiefacher“, zu sein. Er fällt die *Entscheidung*, die des *ganzen* Menschen, nicht bloß die des Kopfes, die *endgültige*, nicht bloß die vorläufige, die *absolute*, nicht bloß die relative. Er wird in Gott fest und ganz, zum Handeln, zum Wagen fähig, fähig, im Vollsinne zu leben und zu sterben.

Der Glaube an den lebendigen Gott und sein Reich will *sehen*. Darin hat Thomas recht, da dieser Glaube mit seinem Anspruch an ihn kommt. Denn der lebendige Gott ist ein Gott der *Taten*, der *Beweise*, der *Zeichen*. Wenn Paulus im ersten Korintherbrief von den Juden sagt, daß sie Zeichen forderten (1. Korinther 1, 22) und sie darob eher tadelt, so lag darin gegenüber der „Weisheit“, welche nach dem gleichen Ausspruch die Griechen verlangten, ein Recht. Der lebendige Gott waltet in der sichtbaren und greifbaren Wirklichkeit. Dort

muß man ihn spüren. Man muß ihn sehen. Man muß ihn *erfahren*, *erleben*, *erschauen*. Er darf nicht bloß Gegenstand eines tiefen und klaren Denkens oder eines frommen Gefühls sein. So haben ihn Moses und die Propheten *gesehen*, so hat ihn überhaupt Israel *gesehen*. Und das bleibt die zentrale Bedeutung der Erscheinung Christi, daß wir in ihm Gott *sehen*. Darum spricht Christus zu Philippus: „Wer *mich* siehet, der siehet den *Vater*.“ Und der Prolog des Johannes erläutert den Satz: „Und das Wort ward Fleisch und wohnete unter uns“ zuletzt mit dem andern: „Gott hat niemand je *gesehen*; der eingeborene Sohn, der im Schoß des Vaters war, er hat ihn herausgeführt.“

So ruht unser Glaube tatsächlich auf dem Sehen. Wir haben Gott *erfahren*. Er ist uns *begegnet* und wir ihm. Wir haben sein Gericht erlebt und seine Gnade. Er hat uns seine Ordnungen schauen lassen. Wir haben im Kleinen, das aber für uns sehr groß sein konnte — denn wo Gott dabei ist, wird alles groß —, und haben im Großen, vielleicht in gewaltigen Weltgeschicken, seine *Taten* erlebt. Wir haben sein *Reich* vorstoßen sehen — im Kleinen und im Großen. Das gibt uns die Zuversicht, daß er lebt. Von einem Sehen zum andern sind wir ihm näher gekommen. Wir haben die Nägelmale an seinen Händen *gesehen* und den Finger auf diese Nägelmale gelegt; wir haben die Hand in seine Seitenwunde gelegt. Auch die Auferstehung Christi, sie ist uns keine bloße, von ferne her kommende Kunde; sie ist uns nur der Gipfel der Offenbarung des *lebendigen* Gottes, und wir glauben sie, weil wir von diesem lebendigen Gott *unmittelbar* etwas gespürt haben. Darum, weil wir *gesehen* haben, glauben wir an jegliche Auferstehung der Sache Gottes. Wir halten daran auch im Dunkel, ja in der Finsternis fest: weil wir *gesehen haben*, wissen wir, daß wir wiederum *sehen werden*. Wir *sehen* Gott, *darum* glauben wir.

Und gerade darum wollen wir *wirklich* sehen. Wir verfallen also nicht der *Schwärmerei*, nämlich der, welche dies *wirklich* ist, die nicht bloß dem weltlichen und dem frommen Philister so erscheint: der selbstgemachten Einbildung des Herzens oder Kopfes. Wir wollen den *wirklichen* Gott sehen, wir sind Tatsachen-Menschen. Echter Glaube trägt stets einen *realistischen* Zug. Nichts ist so nüchtern, wie der Dienst am *lebendigen* Gott. Gott ernüchtert, während die Welt beaufacht. Der Philister schwärmt, nicht der Prophet; die Propheten sehen viel schärfer als die Politiker. Sie allein *sehen*, die andern *träumen*. Sie allein sind wach.

So behält Thomas recht mit seinem Verlangen nach dem Sehen, dem Spüren, dem Erleben und auch dem eigenen, genauen, nüchternen *Prüfen*. Nur eine selbst unlebendige Theologie, welche den Kern der Bibel gar nicht versteht, kann dem wehren wollen. Wer freilich nur eine *Theologie* hat, statt einen lebendigen Glauben, oder wer nur eine *Religion* hat, die in dem Trachten nach dem privaten Heil der Seele und in der Uebung der entsprechenden Frömmigkeit aufgeht,

nicht dem *lebendigen* Gott dient, die etwas rein Ruhendes, Statisches ist, nichts Kämpfendes und Werdendes, der bleibt scheinbar wohl stärker vom Zweifel verschont. Er kennt nicht den *Kampf* um das Reich Gottes und den lebendigen Gott, nicht seine Verheißung, seine Hoffnung, und darum auch nicht seine Anfechtung, seine Not. Er hat es, so scheint es, besser, bequemer. So *scheint* es. Denn in Wirklichkeit kann ihn der Zweifel viel tiefer erschüttern, wenn dieser einmal kommt, weil er es nicht mit dem *wirklichen* Gott zu tun hat, sondern bloß mit Religion. Und er kennt nicht die *Seligkeit* derer, die nicht bloß Theologie und Religion suchen, sondern das Reich.

Denn es bleibt freilich bestehen: „Selig sind, die nicht sehen und doch glauben.“ Aus zwei Gründen.

Man kann und muß den von uns dargestellten Sachverhalt auch umkehren und sagen: *Unser Sehen ruht auf dem Glauben*; man kann nicht sehen — ich meine: *Gott* sehen — ohne zu glauben. Das gilt von den übrigen Jüngern. Es heißt eigentlich im Originaltext: „Selig sind, die nicht gesehen und doch geglaubt *haben*.“ Denn sie hatten wohl gesehen in dem Sinne, daß eine *Tatsache* an sie trat, nicht ein bloßes Dogma oder eine bloße Idee, daß es ein *Ereignis* war, nicht ein Gedankengebilde, aber diese Tatsache mußte doch *geglaubt* werden, dieses Ereignis war nicht eines der gewöhnlichen Geschichte, das man aktenmäßig verzeichnen und demonstrieren kann. Der Verstand konnte es bezweifeln, die Sinne konnten es bestreiten — es mußte mit einem andern Organ aufgenommen werden. Es konnte nur verstanden werden aus dem Zusammenhang des Reiches Gottes, aus Gott selbst, aus Christus selbst, dem fleischgewordenen lebendigen Gott. Auch das offenste Grab sagte noch nichts — Gott mußte es jedem besonders öffnen — für den *Glauben*. Keine Philosophie oder Wissenschaft konnte das tun. Das ist nichts für Philosophie und Wissenschaft. Bis auf diesen Tag. Auch heute ist die Auferstehung Christi nicht eine einfache geschichtliche Tatsache — gottlob! — sondern eine Sache des Glaubens. *Er* führt zum Schauen. Der lebendige Gott selbst öffnet das Auge.

Das gilt von allem Sehen Gottes. Es ist immer ein Sehen des Glaubens. Jede Tat Gottes an uns oder an der Welt kann vom Zweifel weggedeutet werden. Wissenschaft und Philosophie oder gewöhnliche Geschichtsschreibung können sie nicht beweisen und allerdings auch nicht widerlegen. Es heißt einfach: *Selig sind, die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.*“ Aber auch: „Ich danke dir, Vater, daß du solches den Klugen und Weisen verborgen und den Unmündigen offenbart hast.“ Wo der Verstand ruhelos sein Gewand webt und wieder auftrennt, fällt der Glaube die *Entscheidung*. Um diese kommen wir nicht herum. Und es ist *gut* so. Denn nur durch sie wird der Glaube Glaube, sonst bliebe er immer Wissenschaft oder Philosophie und damit immer dem Zweifel ausgesetzt. Er bliebe aber

auch eine sehr *kalte* Sache, eine Sache, die das Gemüt nicht im Tiefsten bewegte, die nicht die Persönlichkeit im Zentrum erfaßte. Der Glaube, sagen wir: das Verhältnis zu Gott, muß, wenn es das sein soll, wozu es bestimmt ist, das Allerpersönlichste des Menschen sein und darum das Allerheiligste, darum aber auch das eigenste Erlebnis und die eigentlichste Tat der Persönlichkeit. Es muß ihre *freieste* Tat sein, darum ein *Wagen*, ein *Bekennen*; es muß die *Schöpfung* sein, durch die sie geschaffen wird; es muß ihre eigenste *Wahl* sein, durch die sie gewählt wird. So allein wird Gott *ihr* Gott. So allein kann sie sprechen: „*Mein* Herr und *mein* Gott!“ und damit erst: „*Mein* Herr und *mein* Gott — und wird aus Doppelheit Einheit.

Dieser Glaube erst macht *selig*. „Selig sind, die nicht sehen und doch glauben.“ Das Wissen der reinen Wissenschaft läßt das Herz kühl, das Wissen des Glaubens ist sein heiligster Schatz. Glauben ist feiner Natur nach *Freude*; Freude kann sich steigern zum Jubel und Jubel zur Seligkeit. Diese Seligkeit aber kann im tiefsten *Leid* aufquellen, sie kann im tiefsten *Dunkel* aufleuchten — ja, sie tut das gerne —, sie kann und will auflodern im *Trotz* und „*Dennoch!*“ des *Glaubens*. Es ist die Seligkeit, die Freude, ohne die keine andere ganz echt und sicher ist, die aber ihrerseits ohne jede andere leben kann.

Aber noch ein anderes Recht hat das: „Selig sind, die *nicht* sehen und doch glauben.“ Es gibt neben dem rechten auch ein *falsches* Sehenwollen. Das ist das Sehen aller derer, die immer erst glauben wollen, *nachdem* sie gesehen haben. Und zwar nun so: Sie vermögen nicht den Glauben an eine Sache aufzubringen, die noch *unsichtbar* ist, die eben noch *geglaubt* werden muß. Es soll ihnen schon der Sieg zum voraus verbürgt sein. Oder besser: nur wenn eine Sache schon *dasteht*, wollen sie sie gelten lassen — und sind dann gewöhnlich große *Bewunderer* einer solchen, das heißt: *des Erfolges* — aber wenn eine Sache unsicher, zweifelhaft, vielleicht gar *gewagt* ist, ja vielleicht gar *unmöglich* scheint, dann schütteln sie den Kopf. Und kommen sich als die Nüchternen, die Realisten, die Gewissenhaften, die Abenteuern und Phantasien Abholden vor. „Es sei denn, daß man mir den vollen Saal zeigt und ich den zustimmenden Zeitungsartikel lesen kann; es sei denn, daß ich die Abonnenten- und Subskribentenliste vor Augen habe und die Garantiesumme in den Händen; es sei denn, daß ich den Abschnitt einer Welt- oder Kirchengeschichte über das Geplante und Gelungene schon vor mir habe, so will ich es nicht glauben.“ So und ähnlich ist die *falsche* Art des Sehenwollens. Wir wissen, daß sie sehr verbreitet ist und daß es ganze Völker gibt, denen diese Art besonders anhaftet (die auch darum nie zu einem Entschluß oder zu einer Entscheidung kommen, ewig „Zwillinge“ bleiben), die Völker, die dann zur Strafe *dort* wagen und glauben, wo sie es *nicht* sollten und betrogen sind. Es ist jedenfalls eine *unschöpferische* Art. Diese Art kommt nie *weiter*; sie bleibt am Fertigen, Greifbaren haften. Ach,

wie schwer ist es, mit Menschen dieser Art dem lebendigen Gott und seinem Reiche dienen zu sollen! Sie gehören zu sehr gleichzeitig Gott und der Welt, dem Glauben und dem Nichtglauben; sie sind zu sehr „Zwillinge“, „Zwiefache“, statt Einfache und Ganze.

Dieser Art ist die große Wahrheit entgegenzuhalten: *Der Glaube selbst ist es, der das Sehen schafft.* Es gibt eine Wirklichkeit, die nicht schon zum voraus vom Verstand gesehen werden kann, sondern die eben erst durch den Glauben *wird* oder durch den Nichtglauben *nicht* wird. Der Glaube ist eben Schöpfung aus dem Nichts. „Es ist aber der Glaube eine feste Zuversicht auf das, was man hofft, ein Nichtzweifeln an dem, was man nicht siehet.“ Ihr lieben Leute, wenn ihr nicht glaubet, ja dann werdet ihr freilich nicht sehen, aber wenn ihr glaubt, dann würdet ihr sehen. Euer Glaube müßte eben das jetzt nicht zu Sehende *schaffen*. Anders gesagt: Es *ist* sichtbar, aber nur für den *Glauben*. Es müßte jetzt vom Glauben, im Glauben *erfaßt* werden. Dann würde es greifbare Wirklichkeit. So wartet eine ganze Welt nur auf den Glauben, um sichtbare Wirklichkeit zu werden. Eine ganze Welt wartet umsonst, weil wir nicht Glauben haben. Aber wenn wir Glauben hätten! Und oft ist es so, daß Menschen oder Sachen an einen Punkt der Entscheidung gestellt sind, wo es gilt: „Nun im Glauben den Fuß weitergesetzt, auf den Weg der Verheißung, oder es ist zu Ende.“ Nur Glaubende können dem Reiche des Lebendigen dienen. Selig, wer das kann!

Auch hier aber ist wieder eine *Umkehrung* möglich: *Wenn der Glaube oft etwas bejahen muß, was er nicht sieht, so muß er oft auch das verwerfen, was er sieht.* Er darf oft das, was vor Augen liegt, nicht gelten lassen. Er muß es, wenn es das letzte Wort sein will, abweisen; er muß durch es hindurch oder auch darüber hinaus sehen. Ach, und nun gibt es so viele, die das nicht können, die sofort überwältigt sind von dem, was gerade vor Augen liegt, und tun, als ob es allein gälte; die sofort den Glauben verlieren, die Waffen strecken, den Kopf hängen lassen; die sofort zweifeln, jammern, kapitulieren. (Worauf dann leicht der Zweifler zum Verleugner, ja sogar zum Verräter wird!) Heute sehen diese Menschen, die ans bloße Sehen dessen, was die Dinge *scheinen*, gebunden sind, bloß den Sieg des Bösen, den Zusammenbruch des Friedens, des Sozialismus, ja des Reiches Gottes. Sie sehen bloß die Riesenmacht des Militarismus, des Nationalismus, des Abfalls, des Götzendienstes. Und verzagen, verzweifeln. „Sehet, sehet, welche Mauern!“ Ach, welch kurzen Atem hat der Glaube dieser Menschen! Wie charakteristisch ist diese Art gerade für die heutigen Menschen, die so sehr geneigt sind, vor jedem Mißerfolg wie vor jedem Erfolg sofort zu kapitulieren, die keine schwere und große Sache *dennoch* tragen und festhalten können. Und wie stehen wir beschämt vor Zeiten, wo man diesen Glauben in lebenslangem oder doch das halbe Leben langem Kerker bewahrte und

das résistez an die Wände von Höllen schrieb! Wie gut aber, daß nun Zeiten gekommen sind, welche die Seelen wieder stark und froh machen im *Glauben!*

Dieses falsche Sehen muß ein wirklicher Glaube überwinden. Wirklicher Glaube hat einen langen Atem. Wirklicher Glaube hat andere Augen als die Zeitung. Wirklicher Glaube sieht, wie vieles, das tut, als ob es *sei*, doch nur *Schein* ist. Er sieht durch die Dinge hindurch und über die Dinge hinaus. Er sieht über ihnen *Gott*. Er weiß, daß Groß klein, Allmächtig ohnmächtig, Sieg Niederlage sein kann und umgekehrt. Er sieht, wie der „altböse Feind“ in dem Augenblick, wo auf Erden nichts Seinesgleichen zu sein scheint, „gerichtet“ ist und ein Wörtlein ihn fällen kann. Er sieht *Christus*, der auferstanden *ist* und auferstehen *wird*. Er sieht das *Reich*, das trotz allem und in allem kommt. Er sieht die *Verheißung* und bleibt fest dabei. Und er erfährt mitten im Kampfe und Kampfesnot und im Ansturm der Hölle: „Selig sind, die nicht sehen und doch glauben.“

Leonhard Ragaz.

## Von der Religiös-sozialen Bewegung, ihrem Sinn und Werden.

### III.

Aber hier gerade setzt nun die andere Gestalt des Einflusses ein, den der Krieg auf die religiös-soziale Bewegung gehabt hat; sie heißt: *die dialektische Theologie*. Endlich tritt sie auf den Plan, nachdem wir ihren Schritt schon lange hinter der Bühne gehört haben.

Was hat die dialektische Theologie mit dem *Kriege* zu tun?

Ich hätte wohl kaum gewagt, von mir aus diesen Zusammenhang herzustellen. Zwar hat man schon lange darauf hingewiesen, wie der durch die Katastrophe erzeugte Pessimismus eine Hauptursache des Erfolges der Neuen Theologie sei, und ich habe selbst diesen Zusammenhang und andere, damit verwandte (z. B. das neue Bedürfnis nach *Autorität*) nicht übersehen. Aber trotzdem hätte ich, wie gesagt, nicht den Mut gehabt, die *Entstehung* der dialektischen Theologie so eng mit dem *Kriege* zu verbinden. Nun aber hat es ja vor einiger Zeit einer der bedeutendsten Führer und Miturheber dieser theologischen Bewegung, *Eduard Thurneysen*, selbst so dargestellt, und zwar mit Nachdruck, und so ist es denn doch wohl Tatsache.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Die in Betracht kommende Äußerung *Thurneysens* geschah an einem sozialen Kurs der Schweizerischen Prediger-Gesellschaft in Bad Lauterbach (Kanton Bern) im Sommer 1927, in der Diskussion über ein Referat von mir: „Ueber den gegenwärtigen Stand des religiös-sozialen Problems.“ Die ganze Aussprache ist im Juli-August-Heft und im September-Heft 1927 der „Neuen Wege“ enthalten. Einiges, was dort von mir gesagt worden ist, kehrt hier wieder.